

DER HEIMLICHE LEHRPLAN

Von außen her gesehen sieht eine Universität eigentlich ganz idyllisch aus. Würde ich versuchen, typische Aufnahmen von der Uni zu machen, kämen wahrscheinlich solche Bilder zustande, wie: Auf den Gängen diskutierende Studenten, an denen andere zielstrebig Richtung Hörsaal vorbeieilen; selbstbewußt und überlegen sitzen sie dann in diesen, notieren sich etwas, oder stehen auf und gehen, je nach Lust und Laune. Studentenbude, nach Mitternacht, überquellende Aschenbecher, eine Menge aufgeschlagener Bücher, Kaffeetasse. Ein Leben, nicht zu vergleichen mit dem Gleichaltriger, die ein 'normales' Leben führen.

Das ist aber nur eine Seite, die Außenseite. Schaut man näher hin, so zeigt sich einem die andere Seite: Höchste Selbstmordrate aller Berufsgruppen, Depression, Lustlosigkeit, Unrast, Schlaflosigkeit, Kontaktarmut. Immer mehr Studenten geben die äußerlich gesehen so privilegierte Situation auf und brechen das Studium ab. In der Schule war es ja einfach: Alle kennen sich gegenseitig und wissen, was sie voneinander zu halten haben, Lehrstoff und Anforderungen sind überschaubar. Es ist klar, wofür gelernt wird. Auf der Uni ist es überhaupt nicht mehr so klar. Stoff und Anforderungen sind unüberschaubar und scheinbar unendlich. Prüfungen sind zwar wichtig, stehen aber lange nicht so im Zentrum. Häufig ist das Gefühl der Sinnlosigkeit, der Skepsis über Zweck und Verwendungsmöglichkeiten des gespeicherten Wissensstoffes. Viele hoffen, daß der Übertritt ihr Dasein verändert, neue Möglichkeiten eröffnet, selbständig denken und leben zu lernen. Die meisten jedoch sind unfähig, diese privilegierten Arbeitsbedingungen zu nutzen. Dieses Auseinanderklaffen von dem, was möglich sein könnte, und dem, was wirklich während des Studiums passiert, ist eines der zentralen Probleme der Universität.

Ein der Ursachen ist die Institution Universität. Sie kümmert sich nicht um die Erwartungen der Studierenden (die da sind: Vorbereitung auf einen interessanten Beruf, praxisbezogene und theoretische Ausbildung, Weiterentwicklung der persönlichen Fähigkeiten durch das Studium), und überall dort, wo die eigenen Erwartungen nicht erfüllt werden, die Anforderungen der Universität aber auch unklar sind, entsteht ein Gefühl der Sinnlosigkeit, denn die Studieninhalte schweben in der Luft. Diese Ziellosigkeit und Ineffektivität führt zu Unsicherheit und Kommunikationsmangel. Das Studium zieht sich in die Länge und ist durchwegs mit Angst verbunden.

So sehr die Uni-Angst durch die chaotischen institutionellen Bedingungen begünstigt wird, die Hauptursache für ihr Entstehen liegt im Verhältnis der Studierende zueinander. Um als 'normaler' Studierender anerkannt zu werden,

müßte man eine bestimmte Wissenschaftssprache, feststehende Redewendungen, Abkürzungen, politische Richtungen und ihre Parolen, etc. 'drauf haben'. Deshalb ist das erste Semester eine Zeit, in der sich Schüler mit ungeheurer Geschwindigkeit in Studenten verwandeln, in Sprache, Äußerungsformen, Kleidung, in politischem Verständnis, Wohnen. Nach außen hin setzt man 'das kluge Gesicht' auf, ein Gesicht, das keine Angst zeigt, sondern diese durch betont selbstverständliches, lockeres und sicheres Auftreten überspielt. Diese sachliche Kommunikation zwischen den Studenten hat zur Folge, daß selbst persönliche Probleme und Schwierigkeiten auf einer abstrakten, von der eigenen Person abgelösten Ebene artikuliert werden. Mit dieser sachlich-distanzierten Art zu reden, sollen Blamagen vermieden werden und erlauben nicht die Erfahrung, daß auch auf ganz andere Art geredet werden kann. Um all diese Ängste (nicht zu wissen, was gefordert ist, verkoppelt mit der Angst, Gefordertes nicht erfüllen zu können) aushalten zu können, werden Abwehrmechanismen entwickelt. Durchaus positive Eigenschaften wie Durchblick haben, Bescheid wissen, über der Sache stehen, alles hinterfragen und einschätzen können, werden als Angstabwehrfassade zum Imponiergehabe, ein Verhalten, vergleichbar dem Bluff beim Kartenspiel. Angst und Abwehrfassade verstärken sich gegenseitig, bis zu dem Punkt, wo man entweder nur noch fliehen kann (Studienabbruch, Fachwechsel, Depression, Arbeitsschwierigkeiten, Selbstmord), oder der Uni-Bluff bis zur Perfektion verinnerlicht, als selbstverständlichen Teil der eigenen Persönlichkeit; man ist Akademiker geworden (unterscheide dazu den Wissenschaftler).

Wie sich nun dagegen wehren? Ich kann jetzt selbstverständlich nicht das Zauberkaninchen aus dem Hut holen, das alle Probleme löst. Aber eine der wesentlichsten Forderungen wird sein, diese überschüssige, auch angesichts der Wirklichkeit unnötige Angst abzubauen. Sie ist ein entscheidendes Hindernis für eine Solidarität, ohne die diese Wirklichkeit nicht verändert werden kann. Diese Angst kann aber nur abgebaut werden, wenn wir aufhören, uns gegenseitig Stärke vorzuspielen, wenn wir die Erfahrung machen können, daß wir auch mit dem, was wir als 'Schwäche' ansehen, akzeptiert werden. Wenn es uns also gelingt, das auszusprechen und zu diskutieren, was uns an der Uni Angst macht, dann verschwindet mit der Angst auch notwendig die Angstabwehrfassade, der Bluff, diese universitäre Spielart des 'Stärkerseins'.

Literaturhinweis: Wolf Wagner, "Uni-Angst und Uni-Bluff"
Rotbuch-Verlag Berlin, Rotbuch 172.

Wim Hany